

Kardinal Franz Wilhelm von Wartenberg

Fürstbischof von Osnabrück und Regensburg (1593–1661)

von

Georg Schwaiger

Im rechten Seitenschiff der Stiftskirche zu Altötting befindet sich ein seltsames Grabmal. In eine schwere Kalksteinplatte ist ein bronzenes Totengerippe eingelassen, das in seiner plastischen Natürlichkeit erschreckt. Der kahle Schädel ist über den leeren Augenhöhlen mit einem breiten Kardinalshut bedeckt, dessen zeremonielle Schlingen und Quasten den schauerlichen Kontrast nur noch steigern. Zwischen den Fußknochen des Gerippes hält ein gekrönter Löwe einen in elf Felder unterteilten Wappenschild, überhöht von sechs Infuln, gesäumt von Krummstab und Schwert. Die Mitte des Schildes füllt die Darstellung des Marienbildes von Altötting, das Wappen des dortigen Kollegiatstiftes. Auf den kranzförmig umgebenden zehn Feldern erkennt der Heraldiker das sechsspeichige Rad des Bistums Osnabrück, den silbernen Schrägbalken des Bistums Regensburg, Schlüssel und Kreuz der längst versunkenen Bischofssitze Minden und Verden, den rechtshingehenden pfälzischen Löwen, die bayerischen Rauten in Silber und Blau. Im Mittelstück ragt über dem Kardinalshut ein schlichtes Kreuz empor. Mit breiter Gebärde hält das Gerippe ein Bronzeblatt uns entgegen, das von einer Seite des Steines bis zur anderen reicht. Darauf steht in großen Lettern geschrieben: *Orate pro Francisco Guilielmo Peccatore* (Betet für Franz Wilhelm, einen Sünder!).

Diese Worte allein sollten nach dem Willen dessen, dem der Stein gesetzt ist, angebracht werden. Doch wurde, wohl von den Verwandten, eine Umschrift beigelegt. Sie kündigt, daß dieser Stein gesetzt sei dem Franz Wilhelm Grafen von Wartenberg und Schaumburg, Herrn zu Wald und Hachenburg, Kardinal der Heiligen Römischen Kirche, Bischof von Regensburg, Osnabrück, Minden und Verden, der an den Kalenden des Dezembers 1661 gestorben sei.

Ist es nur barockes Pathos – mit fürstlicher Repräsentation und Majestät des Todes in gleicher Weise vertraut –, das hier in seltsamen Bildern zu uns spricht? Fürstliche Wappen, sechs Infuln, der Kardinalshut, Krummstab und Schwert eines geistlichen Fürsten des Heiligen Römischen Reiches – und das Kreuz säumen das Totenbild des Grafen Franz Wilhelm von Wartenberg, wie sie sein Leben gesäumt und begleitet haben. Und dieser Mann nennt sich einen sündigen Menschen, der um das Gebet bittet.

Man weiß heute, daß der seit Leopold von Ranke gängige Begriff „Gegenreformation“ genauer differenziert werden muß in „katholische Reform“ und eigentliche „Gegenreformation“, daß also zu unterscheiden ist zwischen der inneren Erneuerung der katholischen Kirche und den äußeren Auswirkungen dieser umfassenden Regeneration. In den großen katholischen Gestalten dieser Epoche treffen beide Tendenzen

zusammen, und gerade dieses begründet ihre Bedeutung in der Kirchengeschichte. Zu ihnen gehört der Wittelsbacher Fürstbischof und Kardinal Franz Wilhelm von Wartenberg.

Sein Leben (1593–1661) fiel in die zweite Hälfte des konfessionellen Absolutismus im Reich. Die äußeren Marksteine dieser Periode bilden der Augsburger Religionsfriede (1555) und der Westfälische Friede (1648). Die Begeisterung der reformatorischen Anfänge war längst geschwunden. Die Fürstenpolitik hatte frühzeitig die lutherische Bewegung aufgegriffen und ihren Zielen dienstbar gemacht. Seit langem waren evangelische Landeskirchen eingerichtet. Der Augsburger Religionsfriede hatte die Gleichberechtigung der „Augsburger Konfessionsverwandten“ mit den Katholiken ausgesprochen und den längst geübten Grundsatz, daß der Landesherr das Bekenntnis seiner Untertanen zu bestimmen habe, reichsrechtlich festgelegt. Der gefährdeten Lage der geistlichen Fürstentümer suchte die katholische Partei 1555 dadurch Rechnung zu tragen, daß man den „Geistlichen Vorbehalt“ einführte. Nach ihm hätte ein geistlicher Fürst, der zum Luthertum übertrat, sein Amt niederlegen müssen. Aber dieser Vorbehalt blieb umstritten wie das gleichzeitige Zugeständnis König Ferdinands I. an die Reichsstände Augsburgischer Konfession, die sogenannte *Declaratio Ferdinanda*. In Wirklichkeit entschied die jeweils stärkere politische Macht. Dies bedeutete bei den Kräfteverhältnissen im Reich, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts fast alle Bischofsstühle und Reichsstifte Nord- und Mitteldeutschlands mit ihren Territorien völlig in die Gewalt der benachbarten protestantischen Fürsten gerieten.

Um dieselbe Zeit hatte aber auch die katholische Kirche nach dem ungeheueren Schock ihr Selbstvertrauen wiedergefunden. Auf der Grundlage des Konzils von Trient und getragen namentlich von höchst aktiven neuen Orden kam die katholische Reform allmählich in der ganzen, freilich arg geschmälernten Kirche zum Durchbruch. Jetzt begnügte man sich nicht mehr mit der Erhaltung und Verteidigung dessen, was von Luthertum und Calvinismus noch unberührt geblieben war. Die neue Generation, an der Spitze die Reformpäpste nach dem Tridentinum, ging entschlossen daran, mit wiedergewonnener Kraft in die Welt hinauszuwirken und der Kirche verlorenes Gelände zurückzugewinnen. Gerade in den Jahrzehnten der tödlich scheinenden Krisis wurden die Herzöge von Bayern die sichersten, verlässlichsten Stützen für Papsttum und Kirche im Reich, weit vor den Bischöfen und weit vor den nicht immer zuverlässigen Habsburgern. Den politischen Gegebenheiten Rechnung tragend gestatteten die Päpste gegen die Bestimmungen des Trienter Konzils Pfründenhäufungen, da eben nur eine starke Hausmacht, wie sie etwa die bayerischen Wittelsbacher boten, den gefährdeten Bischofsstühlen festen Rückhalt gewähren konnte.

Die Entscheidung über Erhaltung oder Untergang der katholischen Kirche am Niederrhein und wohl in ganz Niederdeutschland fiel im kölnischen Truchsessenkrieg 1583/1584. Damals wurde durch das Zusammenwirken der päpstlichen, bayerischen und spanischen Politik der entscheidend wichtige Kölner Erzstuhl dem lutherisch gewordenen Erzbischof und Kurfürsten Gebhard Truchseß von Waldburg entrissen. Durch fast zweihundert Jahre blieb dieses Erzbistum dann mit zahlreichen anderen niederdeutschen Bistümern in der Hand nachgeborener bayerischer Prinzen.

An der Spitze der bayerisch-spanischen Truppen, welche mit der Erstürmung der Godesburg den Truchsessens entmachteten, stand Herzog Ferdinand von Bayern, der jüngere Bruder des regierenden Herzogs Wilhelm V. des Frommen. Dieser Herzog Ferdinand war der Vater Franz Wilhelms von Wartenberg. Da sich der Herzog mit der Patrizierstochter Maria Pettenbeck verheiratet, also eine nicht ebenbürtige Gemahlin

gewählt hatte, führten seine sechzehn Kinder und alle späteren Glieder dieser wittelsbachischen Seitenlinie nur den Titel „Grafen von Wartenberg“.

Franz Wilhelm von Wartenberg, geboren am 1. März 1593 in München als ältester Sohn Herzog Ferdinands, stammte aus einer streng katholischen Familie, deren Religiosität von der Kraft der kirchlichen Erneuerung geprägt war. Frühzeitig wurde er mit dem Leid vertraut. Der Vater starb schon 1608 und ließ seine vom Münchener Hof gedrückte Gemahlin mit zehn unmündigen Kindern in Armut und Schulden zurück. Franz Wilhelm wurde, wie fast alle seine Geschwister, zum geistlichen Stand bestimmt. Schon mit acht Jahren übergab man den Knaben den Jesuiten in Ingolstadt zur Erziehung. Am Collegium Germanicum in Rom hat er seine Studien fortgesetzt und vollendet. Der junge Graf ging den vorgezeichneten geistlichen Weg willig und aus innerer Neigung, wie Zeugnisse von seiner Hand aus wenig späterer Zeit beweisen. Schon in jungen Jahren erhielt er verschiedene Kirchenwürden: 1604 wurde er Propst des Kollegiatstiftes Altötting, 1614 Propst des Kollegiatstiftes an der Lieb-Frauen-Kirche zu München, 1619 Dompropst zu Regensburg. Der sechsjährige römische Aufenthalt wurde von entscheidender Bedeutung. Hier empfing der hochbegabte, durchaus standesgemäß lebende „Conte Baviera“ die Eindrücke, welche für sein ganzes Leben bestimmend blieben. Tief prägten sich dem jugendlich-aufgeschlossenen Gemüt die Grundsätze ignatianischer Welt- und Lebensauffassung ein. Den Jesuiten fühlte er sich zeitlebens zutiefst verpflichtet, obwohl seine geheime Liebe dem Orden des heiligen Franz von Assisi galt – eine Tatsache, die meist nicht genügend beachtet wird. Jesuiten und Franziskaner-Reformaten wurden später seine engsten Mitarbeiter. Der Jesuitenkardinal Robert Bellarmin spendete ihm die Niederen Weihen. Der junge Graf von Wartenberg kehrte 1614 – einundzwanzig Jahre alt – nach Bayern zurück. In ihm brannte, vorerst freilich noch verborgen, glühender Eifer für die katholische und apostolische Kirche: in rückhaltlosem Einsatz würde er diese Kirche bis an sein Lebensende verteidigen, auf jede eigene Bequemlichkeit verzichten, um die vielen gefährdeten Seelen zu retten.

Die erste öffentliche Tätigkeit im Dienst seines Veters, des Herzogs und Kurfürsten Maximilian von Bayern (1598–1651), und noch mehr des Wittelsbacher Kurfürsten Ferdinand von Köln machte ihn vertraut mit der verwirrend schweren Kunst hoher Politik. Aber all die bisherigen theoretischen und praktischen Erfahrungen bildeten doch nur die Vorbereitung für die gewaltigste Aufgabe seines Lebens. Sie erwartete ihn im Hochstift und Bistum Osnabrück.

Nach jahrzehntelangem Wetterleuchten war 1618 der Dreißigjährige Krieg ausgebrochen, in Wirklichkeit ein Bündel von Kriegen, welche weite Teile Deutschlands schrecklich verwüsteten. Die Religionsfrage, anfangs groß aufgespielt, trat bald in den Hintergrund oder wurde von den Großmächten vielfach doch nur als Vorwand gebraucht. Europa stand gegen Habsburg. Im Reich selbst bäumte sich fürstliche Libertät gegen kaiserliche Majestät auf.

Da die ligistisch-kaiserlichen Truppen nach dem böhmischen Sieg (1620) auch am Rhein und in Westfalen das Feld behaupteten, konnten die katholischen Mächte dargehen, die ganz oder teilweise dem Protestantismus verlorenen Bistümer Nordwestdeutschlands der alten Kirche zurückzuführen. Zunächst ging es um Osnabrück. Das Hochstift, der reichsunmittelbare Besitz der Fürstbischöfe von Osnabrück, befand sich seit Jahrzehnten schon unter protestantischer Herrschaft. Das katholische Leben war weithin erloschen. Da gelang es 1623 der katholischen Majorität des Domkapitels, den Kurienkardinal Eitel Friedrich von Hohenzollern als Bischof zu wählen. Unter größten Schwierigkeiten begann dieser tüchtige Prälat die Rekatholisierung des

stark verkleinerten Bistums. Nach seinem frühen Tod postulierte das Domkapitel in dem diplomatischen Kampf zwischen Kaiser Ferdinand II. und dem Dänenkönig Christian IV. am 27. Oktober 1625 den Grafen Franz Wilhelm von Wartenberg zum Bischof. Der Kandidat zählte damals zweiunddreißig Jahre. Er befand sich gerade auf einer Reise von Köln nach Bayern, als ihn am Martinstag 1625 völlig überraschend die Nachricht seiner Wahl erreichte. „Wie hoch ich ab deß herrn schreiben, die Oßnaburgische postulation betreffend, bestirzt worden, werden diejenige, so in erbrechung des brieff praesentes gewesen, bezeugen. Der herr hatt mir die Martinsganß wohl versaltzen und gar verderbt“, schrieb er tags darauf an einen kölnischen Beamten. Die Wittelsbacher Partei, von deren Unterstützung Franz Wilhelm von Wartenberg seine Annahme der Postulation letztlich abhängig machen mußte, zeigte sich anfangs gar nicht begeistert. Das erschütterte Hochstift Osnabrück lag sehr exponiert und war von dänischen Abteilungen schwer gefährdet. Erst als Kurfürst Maximilian von Bayern seine Zustimmung und damit seine Hilfe gewährte, erklärte sich Graf Wartenberg zur Übernahme des Bistums bereit. Wegen formalistischer Mängel verzögerte sich die endgültige Bestätigung Papst Urbans VIII. noch einige Zeit. Inzwischen hatten die Dänen Osnabrück besetzt, die Anerkennung des protestantischen Dänenprinzen Friedrich als Domherrn und Koadjutor erzwungen und den Dompropst und Domdekan als die eifrigsten Verfechter der katholischen Sache gefangen weggeschleppt. Nur langsam gelang es dem Ligafeldherrn Tilly, das Hochstift Osnabrück von feindlichen Truppen zu säubern. Im Januar 1628 konnte der neue Fürstbischof endlich von der bischöflichen Residenz Iburg Besitz ergreifen. Am folgenden ersten Fastensonntag zog er in seine Bischofsstadt ein.

In Osnabrück bekannten sich in dieser Zeit nur wenige Bürger aus innerer Überzeugung zur katholischen Kirche. Die Mehrzahl der Bevölkerung war heimlich dem evangelischen Dänenprinzen zugetan. In der festen Überzeugung, daß der ehrwürdige Stuhl des heiligen Bischofs Wiho, des heiligen Bischofs Adolf von Tecklenburg rechtmäßig nur der katholischen Kirche zugehören könne, und gestützt auf das in allen politischen Lagern geübte Reichsrecht, wie es der Religionsfriede von Augsburg 1555 festgelegt hatte, begann der neue Fürstbischof, der katholischen Kirche die alte beherrschende Stellung wieder zu verschaffen. Er ging dabei mit zielbewußter Entschlossenheit vor und schreckte auch vor Härten nicht zurück. Die Jesuiten hatte bereits der Zollernkardinal gerufen. Bei dem begreiflichen Mangel an katholischen Priestern stützte sich der Fürstbischof namentlich auf Ordensleute, vor allem auf die Jesuiten. Ihnen schenkte er die ehemalige Augustinerkirche zu Osnabrück. Daneben errichtete er ein gut fundiertes Kolleg. In Osnabrück selber, dann auf den Missionen zu Iburg, Wiedenbrück, Melle und Quakenbrück entfalteten die Patres eifrige Seelsorgetätigkeit. Nun forderte der Bischof auch die Rückgabe der Marien- und Katharinenkirche. Als der Rat sich stemmte, ließ er sie am 25. und 26. März 1628 mit Gewalt nehmen. Mit der großen Diözesansynode vom 28. März 1628 begann Bischof Wartenberg den Zyklus der regelmäßigen Frühjahrs- und Herbstsynoden. Auf ihnen wurden die Beschlüsse des Konzils von Trient verkündet und Zug um Zug durchgeführt. Die Dekrete der Osnabrücker Antrittssynode von 1628 – „Synodus maior Osnabrugensis“ nennt sie der Bischof immer wieder bis an sein Lebensende – wurden sofort in Druck gegeben. Sie stellen ein meisterliches Werk dar, gleichsam ein knappes Kompendium der tridentinischen Beschlüsse. Die Osnabrücker Synode vom März 1628 wurde grundlegend für die vielen späteren Synoden Franz Wilhelms von Wartenberg: außer im Bistum Osnabrück in den Bistümern Minden, Verden und Hildesheim, im Archidiakonat Bonn und nicht zuletzt im Bistum Regensburg.

Franz Wilhelm von Wartenberg betrieb die Rekatholisierung Osnabrücks mit dem jähren Ungestüm, das uns im Temperament so vieler Wittelsbacher begegnet. Unermüdlich reiste er durch Stadt und Land, um in persönlicher Visitation überall nach dem rechten zu sehen. Das Jesuitengymnasium zu Osnabrück blühte rasch auf.

Inzwischen hatte die katholische Partei des Reiches nach den Siegen Tillys und Wallensteins den Gipfel ihrer Macht erreicht. Sprechendes Zeugnis der Siegesstimmung wurde das Restitutionsedikt Kaiser Ferdinands II. vom 6. März 1629: Alle seit dem Passauer Vertrag (1552) eingezogenen landsässigen geistlichen Güter und alle seit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) von Protestanten in Besitz genommenen Reichsstifte sollten der katholischen Kirche zurückgegeben werden. Von diesem kaiserlichen Erlaß wurden die Erzbistümer Bremen und Magdeburg, zwölf Bistümer und Hunderte von Abteien, Stiften und Klöstern betroffen. Mit der Durchführung des heiklen Geschäftes wurden kaiserliche Restitutionskommissare betraut, für das weite Gebiet zwischen Niederrhein und Elbe der Fürstbischof von Osnabrück und der Reichshofrat von Hyen.

Mit dieser Berufung eröffnete sich dem Organisationstalent des Osnabrücker Bischofs ein weites, freilich wenig dankbares Feld. Er war jetzt dauernd unterwegs, hoch zu Roß oder in der Reisekutsche. Von Anfang an zeigte sich die unendliche Schwierigkeit des Unterfangens. Man konnte unmöglich die Entwicklung vieler Jahrzehnte mit einem Federstrich aus der Welt schaffen. Zudem bahnte sich seit der Landung des Schwedenkönigs Gustav Adolf im Mai 1630 und durch das direkte Eingreifen Frankreichs die große Wende zugunsten der nichtkatholischen Reichsstände an.

Im Zuge der Restitution erhielt der Fürstbischof von Osnabrück 1629 noch das Bistum Minden und 1630 das Bistum Verden. In beiden Sprengeln war zu dieser Zeit die katholische Kirche größtenteils untergegangen. „Wir trauen zu Gott“, schrieb Bischof Wartenberg 1630 an den Pfarrer von St. Johann zu Verden, „der werde Uns hinfüran auch seine hilf und beystandt verleyhen, daß Wir zu seines hailigen namens ehren und so vieler seelen hail die ein zeithero exulierende . . . religion wieder hereinführen und stabilieren mögen.“ 1633 wurde Bischof Wartenberg obendrein zum Administrator des Bistums Hildesheim bestellt. In all diesen Städten hielt er unverzüglich Synoden. Er versammelte die wenigen Priester um sich, sprach ihnen Mut und Trost zu und veröffentlichte die Dekrete des Konzils von Trient. Auf all diesen beschwerlichen Fahrten und Ritten zwischen Magdeburg und Köln begleitete ihn der unermüdliche Weihbischof Johannes Pelcking von Paderborn, da er selber erst 1636 zu Regensburg die Priester- und Bischofsweihe empfing. 1631 erhielt das Bistum Osnabrück in dem Karmeliten Kaspar Münster einen eigenen Weihbischof.

Bischof Wartenberg kannte die Macht der Schule, den entscheidenden Einfluß der Erziehung; deshalb sein jahrelanges Mühen um die „Carolinische Akademie“ zu Osnabrück, die er durch Kaiser und Papst zur Universität erheben ließ, daher seine Verwendung zur Errichtung der Universität in Münster (1631). Ein ähnliches geistig-religiöses Kraftzentrum wollte er in Goslar schaffen.

Seit dem Sieg Gustav Adolfs bei Breitenfeld (1631) wurde der politisch-militärische Umschwung im Reich mit jeder Woche deutlicher. Der Widerstand der Evangelischen in Stadt und Hochstift Osnabrück wuchs. Schwedische, dänische und hessische Truppen, ferner Heerhaufen der Generalstaaten (Niederlande) durchstreiften ganz Niederdeutschland. Der Fürstbischof von Osnabrück rüstete mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zum militärischen Widerstand, unterstützt von seinem Bruder Ferdinand Lorenz als Kriegshauptmann. In den Zeiten höchster Gefahr stand er selber so manche Nacht auf den Wällen und Bastionen Osnabrücks. Als Fürstenau und Iburg in

Feindeshand gefallen waren, konnte Osnabrück nicht länger mehr gehalten werden. Am 24. Juli 1633 mußte Franz Wilhelm von Wartenberg seine Bischofsstadt verlassen, der doch in all dem Bitteren und Schweren, das er der evangelischen Bevölkerung glaubte nicht ersparen zu können, seine Liebe und unermüdliche Hirtensorge golden hatte. Am 12. September 1633 öffnete die Stadt den Schweden ihre Tore. Die Hauptlast der gewaltigen auferlegten Kontribution fiel auf das Domkapitel und das Kollegiatstift an der St. Johannis-Kirche in der Neustadt. Das Hochstift nahm Graf Gustav Gustavsson, ein natürlicher Sohn des Schwedenkönigs, in Besitz. Der vertriebene Fürstbischof Wartenberg lehnte es ab, sich dem schwedischen Kronkanzler zu unterwerfen, um dadurch gewisse Einkünfte sich zu retten. Er zog das Exil den schmachvollen Bedingungen vor.

Das Jahr 1633 vertrieb Bischof Wartenberg aus all seinen Bistümern, die wieder völlig unter protestantische Herrschaft kamen. Die Ordensleute, voran die Jesuiten, mußten das Osnabrücker Land verlassen, dazu auch zahlreiche Weltpriester. Katholische Beamte wurden überall aus ihren Stellen entfernt. Trotz aller äußeren Bedrängnis ging aber das Aufbauwerk Bischof Wartenbergs nicht völlig unter, ein Zeichen, daß es innerlich stark und bereits fest verwurzelt war. Der vertriebene Fürstbischof verbrachte das folgende Jahrzehnt meist in Köln, neben vielen kirchlichen Funktionen um die katholische Sache im Reich und um sein „armes Stiftelein Osnabrück“ politisch stets eifrig bemüht.

Ein zweiter Gipfelpunkt des Wirkens eröffnete sich dem Bischof Wartenberg auf den Westfälischen Friedensverhandlungen. Zeitweilig vereinigte er 17 katholische Voten auf seine Person, darunter die wichtige Stimme Kurkölns. Deutlicher als je zuvor trat hier, wo doch die katholische Sache immer mehr die schwächere Position beziehen mußte, die unbeugsame Festigkeit des Bischofs in Erscheinung. Aller äußere Mißerfolg, alle Angriffe und Vorwürfe der Gegner und – was schwerer wiegt – bedeutender Männer aus den eigenen Reihen brachten ihn keinen Fußbreit von seinem strengen Rechtsdenken ab. „... ist besser, hier etwas zu leiden, als dorten nit verantworten kinden ... Alles, was ich considerire, ist honor divinus, conscientia, salus animarum und ein bestendiger, redlicher Friden, zu deme wir per ista media oder pacta in rebus divinis et religione nit gelangen werden.“ Vor allem Frankreich, dessen Politik damals der Kardinal Mazarin ganz in den Bahnen seines Vorgängers Richelieu leitete, fiel den katholischen Ständen des Reiches bei jeder Gelegenheit in den Rücken. Neben vielen anderen Hochstiften mußten Minden und Verden preisgegeben werden. Dem Hochstift Osnabrück war dasselbe Schicksal zudedacht. Gesandte auswärtiger Mächte, vor allem Frankreichs, machten dem Bischof Wartenberg lockende Angebote, wenn er verzichtete. Man stellte ihm die Stellung eines Koadjutors zu Mainz und damit die vornehmste Würde der deutschen Reichskirche in Aussicht, auch die Anwartschaft auf das Bistum Münster. Die Schweden waren sogar bereit, ihm Osnabrück und Minden für seine Person zu belassen, wenn er den evangelischen Grafen Gustav Gustavsson als Koadjutor annehme. Mit Entrüstung wies Bischof Wartenberg all diese Angebote zurück: nicht um irdische Güter gehe es ihm, sondern allein um die ihm anvertrauten Seelen.

Die schier ungläubliche Zähigkeit des Bischofs hat schließlich das Bistum Osnabrück der katholischen Kirche gerettet, wenn auch schwer angeschlagen. Dem Grafen Gustav Gustavsson mußten zur Abfindung 80 000 Taler gezahlt werden, und nach dem Tod Wartenbergs sollten evangelische und katholische Bischöfe im Besitz des Hochstifts wechseln. Diese merkwürdige Regelung („*successio alternativa*“) galt dann auch bis zum Ende der Reichskirche in der großen Säkularisation.

Mit dem Westfälischen Friedensschluß 1648 begann die dritte und letzte Epoche im Leben Franz Wilhelms von Wartenberg. Sie galt dem Wiederaufbau des katholischen Kirchenwesens in Osnabrück und im großen bayerischen Bistum Regensburg, das er seit 1649 als Bischof leitete.

Als Bischof Wartenberg im Oktober 1650 zum erstenmal seit seiner Vertreibung wieder als anerkannter Landesherr nach Osnabrück kam, war er nicht von Gedanken der Vergeltung oder der Rache erfüllt. Er wollte den Frieden bringen. „Rogate, quae ad pacem sunt“, lautet bezeichnenderweise die Umschrift seines Bildes im Friedenssaal zu Münster. Von 1650 bis 1652 und noch einmal von 1655 bis 1659 weilte er nach dem Krieg persönlich in Osnabrück, unterstützt namentlich von dem tüchtigen Abt Thorwart von Iburg, dem bischöflichen Kommissar für das Emsland, vom Stiftspropst und Weihbischof Ägid Gelen und dem erfahrenen Offizial und Weihbischof Johann Bishopinck. Trotz mancherlei körperlicher Beschwerden hielt der Fürstbischof wieder überall persönliche Visitation, sammelte die wenigen Priester, ordnete die Pfarreien und Dekanate von neuem, spendete an Tausende die Firmung und richtete wieder katholische Schulen ein. Auf seine Gesundheit nahm er keine Rücksicht, obwohl ihn ein schweres Steinleiden oft furchtbar quälte. Viel beschäftigte ihn auch die Sorge für die wenigen Katholiken des untergegangenen Erzbistums Bremen, der ältesten Metropole des Nordens. 1645 hatte ihn der Papst zum Apostolischen Vikar des Erzbistums ernannt und ihm gleichzeitig die Sorge für die nordischen Missionen übertragen.

Franz Wilhelms Wirken zu Osnabrück offenbart für die Nachkriegszeit deutlich, daß seine Hirten Sorge und sein kirchlicher Eifer ungebrochen waren, daß aber sein Vorgehen die verletzende Schärfe und Härte der zwanziger Jahre verloren hatte. Der Westfälische Friede und die „Immerwährende Kapitulation“ zogen feste Grenzen. Die Rechte der evangelischen Untertanen waren jetzt vertraglich gesichert. Sie wurden vertreten durch ein eigenes Konsistorium und durch den bereits designierten evangelischen Nachfolger, den Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg. Der Bischof war sichtlich um die Wahrung des konfessionellen Friedens bemüht, schon um den evangelischen Mächten keinen Grund zum Eingreifen zu geben. Außer den Katholiken der Stadt Osnabrück mochten selbst manche evangelische Bürger die Rückkehr des katholischen Fürstbischofs begrüßt haben, weil er sie von *einem* drückenden Angstgefühl befreite: von der Hexenverfolgung. Mit der Unterdrückung alles Katholischen hatte nämlich 1633 in Osnabrück eine schauerliche Hexenjagd eingesetzt, die Dutzende von armen Opfern beider Bekenntnisse forderte. Bischof Wartenberg zeigte nach dem Krieg – wohl unter dem Einfluß der „Cautio criminalis“ des Jesuiten Friedrich von Spee – dem Hexenwahn gegenüber hohe Vorsicht. Als der übereifrige Rentmeister des Amtes Reckenberg 1661 dem Fürstbischof meldete, daß einige junge Mädchen unter Anleitung eines alten Weibes gehext hätten, erhielt er statt des erhofften Lobes einen derben Verweis.

Wohl das beste Bildnis Wartenbergs aus der Spätzeit seines Wirkens befindet sich in dem von ihm geschaffenen, jetzt vortrefflich restaurierten Rittersaal des ehemals fürstbischöflichen Schlosses Iburg bei Osnabrück. Hier sind die edlen Züge des Bischofs, der die Unbeständigkeit des Glücks erfahren hatte („... *variam expertus fortunam*“), geprägt von der Weisheit eines reifen Lebens.

Unter dem massiven Druck des bayerischen Kurfürsten Maximilian hatte das Regensburger Domkapitel im November 1641 seinen Propst Franz Wilhelm von Wartenberg zum Koadjutor mit Nachfolgerecht für Fürstbischof Albert von Törring gewählt. Bischof Törring hat die Dienste seines aufgezwungenen Koadjutors nie in

Anspruch genommen. Als Törring am 12. April 1649 nach langem Leiden starb, trat Wartenberg die Nachfolge an. Am 9. April 1650 zog er als Fürstbischof feierlich in Regensburg ein.

Hochstift und Bistum Regensburg waren von den Verwüstungen des Krieges und von der Pest schwer gezeichnet. In der wiedergewonnenen Oberen Pfalz und in den pfalz-neuburgischen Bistumsteilen trat der Priestermangel besonders drückend zu tage, die innere Rekatholisierung hemmend.

Wie in seinen niederdeutschen Bistümern begann Fürstbischof Wartenberg auch in Regensburg sein Werk des Wiederaufbaus und der Festigung kirchlichen Lebens mit einer Diözesansynode. Nach eingehender Vorbereitung fand die Synode vom 5. bis 7. Juli 1650 in der Kathedrale statt. Diese Tage dienten gleichzeitig einer geistlichen Besinnung der Seelsorgepriester. Etwa 600 Weltpriester und Ordensleute waren erschienen. Absicht des Bischofs war es, einen Überblick über den tatsächlichen Stand des Bistums zu erhalten, den Klerus persönlich kennenzulernen und seinen Mitarbeitern kräftige Anregung zur religiösen Erneuerung zu geben. Die meisten der sechs- und dreißig verlesenen Synodalbestimmungen handelten – auf der Grundlage des Konzils von Trient – von der geistlichen Lebensführung der Weltpriester und Ordensleute und von der Erneuerung des religiösen Lebens im ganzen Bistum. Eine zweite Diözesansynode Wartenbergs in Regensburg, vom 8. bis 10. Juni 1660, schärfte diese Bestimmungen erneut ein, widmete aber den Ordensleuten stärkere Beachtung. Durch die Betonung ihrer Exemtion und sonstiger Privilegien hatten nämlich die meisten Orden und Klöster größte Widersetzlichkeit gezeigt, wenn der Bischof den Versuch einer Visitation unternahm. Eine Ausnahme bildeten durchgehend nur die ihm besonders vertrauten Franziskaner-Reformaten. Bischof Wartenberg wollte Synoden zu einer festen Einrichtung machen. Aber bald nach seinem Tod schief dieser Gedanke völlig ein. Die nächste Regensburger Diözesansynode berief erst wieder Bischof Antonius von Henle im Jahr 1927.

Reform des Klerus und Heranbildung guter Priester lagen dem Bischof besonders am Herzen. Seine Bemühungen, ein tridentinisches Klerikalseminar einzurichten, blieben schließlich wenig erfolgreich. Schwierigkeiten bereitete schon das Domkapitel, das sich einer Seminarsteuer widersetzte. Die wiederholte langdauernde Abwesenheit des Fürstbischofs infolge der drängenden Verpflichtungen in Niederdeutschland, die Abneigung gegen den fremden Bischof und seine „Westfälischen“, dazu hohe Verschuldung des Hochstifts und lang nachwirkende Kriegsverwüstungen: all dies gab dem Domkapitel stärkeren Einfluß, auch in der Widersässigkeit gegen manche bischöfliche Pläne. Dabei fanden sich im Kapitel aber auch treue, energische Helfer, der tüchtige Domdechant, Generalvikar und Weihbischof Dr. Sebastian Denich (bis zum Bruch vom Jahr 1660), die Domherren Dr. Johann Dausch und Dr. Franz Weinhart, dazu der unermüdliche Erzdechant Gedeon Forster von PONDORF an der Donau.

In den Jahren 1654 bis 1658 hielt Bischof Wartenberg kanonische Visitation im ganzen Bistum, beim Domkapitel und den beiden Kollegiatstiften der Stadt Regensburg in eigener Person. Durch das übrige Bistum ritten als seine Vertreter der Generalvikar und der Offizial. Dabei zeigte sich überaus deutlich, wie schwierig die Verhältnisse in der Oberpfalz, besonders in den pfalz-neuburgischen Gebieten, immer noch waren. Der Regensburger Anteil an Pfalz-Neuburg und der Oberpfalz betrug etwa ein Drittel des alten Bistumsgebietes. Dieser große Teil war drei bis vier Jahrzehnte zuvor durch die weltlichen Landesherrn wieder zum katholischen Gebiet erklärt worden. Der Bischof von Regensburg sah sich damit vor die ungeheure Schwierigkeit gestellt, die

Oberpfalz mit neuen Priestern zu versehen, wenigstens die Hauptorte. Jahrzehntlang mußten manche Pfarrer zwei und drei, manchmal bis zu sechs Pfarreien versehen, oft unter kümmerlichsten äußeren Bedingungen. Die Visitation in diesem Gebiet, 1654 und 1656, vermittelt davon ein höchst anschauliches Bild.

Reichs- und landesrechtlich ist Pfalz-Neuburg katholisch, tatsächlich aber fühlen sich noch viele als Lutheraner, was namentlich durch den drückenden Priestermangel verschuldet ist. In Etterzhausen bei Regensburg finden sich nur fünf katholische Hauswesen. Weder Meßgewänder noch ein Kircheneinkommen sind an der Pfarrkirche vorhanden. Die Kinder können nicht beten, sie verstehen nicht einmal das Kreuzzeichen. Nur ganz selten kommt ein Benediktinermönch von Prüfening herüber, um einen Gottesdienst zu halten. Auch in Deuerling zeigen sich die Leute schlecht katholisch. In Pielenhofen an der Naab meint der Pfarrer, zugleich Dekan des Ruralkapitels Hemau, „es braucht dießorths nit allein ein visitation, sondern villmer reformation; gehe alles zugrund . . .“ In Pettendorf findet der Visitor noch 30 lutherische Hauswesen vor; „dieselbst ist die khürchen verbrennt und der pfarrhof ühern hauffen gefallen“, schreibt er in sein Protokoll.

Auch die Leute wurden an den einzelnen Orten vernommen. Sie äußerten keine Klage über ihre Seelsorger, nur daß die Priester viel zu selten kämen und daß deswegen so wenige Gottesdienste und Kinderlehren gehalten würden. Die Pfarrei Hohenschambach zum Beispiel umfaßte 24 Ortschaften und Einöden. Es war aber kein Priester vorhanden. Die Leute mußten die Sonntagsgottesdienste in Hemau besuchen. In der Pfarrkirche zu Painten waren alle Altäre profaniert. An Kirchengeräten fanden sich lediglich ein Zinnkelch, ein Meßgewand und eine rote Fahne. Nur alle drei bis sechs Wochen hielt ein Benediktiner aus Prüfening Gottesdienst. Kinderlehre war seit langen Jahren nur dreimal gehalten worden. Der Pfarrhof lag in Schutt und Asche. In dem Dorf Aichkirchen wird nur einmal im Jahr Gottesdienst gehalten. Eine Christenlehre hat nie stattgefunden. Auch hier müssen die Leute bis nach Hemau in den Gottesdienst gehen, was bedeutet, daß sie am Sonntag erst um 12 oder 1 Uhr mittags wieder nachhause kommen. Die Einwohner bitten den Visitor „um offtere verrichtung des hl. gotsdienst und kinderlehr, damit die jugendt nit also wildt aufwaxe, dan sie die geistlichen förchten, weiln sie so selten einen sehen“. Ähnlich trostlos lauten die Berichte über die anderen Pfarr- und Filialorte der pfalz-neuburgischen Dekanate Hemau und Schwandorf. Nur an den größeren Orten, meist Marktflecken und Städten, gibt es Priester. Nur hier wird regelmäßig Gottesdienst und Christenlehre gehalten.

Es zeigte sich, daß der Herzog in Neuburg nicht gerade großes Interesse an der Religiosität seiner Untertanen hatte. Ganz anders lagen die Dinge in der zu Kurbayern gehörigen Oberpfalz. Hier waren überall bereits katholische Schulen eingerichtet. Auch um die Seelsorge war es weit besser bestellt, weil der Kurfürst auch finanziell den Wiederaufbau des katholischen Kirchentums kräftig gefördert hatte.

Aber ganz trostlos lagen die Dinge im Egerland, das politisch zum Königreich Böhmen, kirchlich aber zum Bistum Regensburg gehörte. Dieses Gebiet wurde durch den Dekan von Tirschenreuth visitiert. Die adeligen Grundherren sind meist lutherisch oder doch nur dem Namen nach katholisch. Sie halten teilweise noch lutherische Prediger oder gehen mit vielen Untergebenen zum Gottesdienst in das benachbarte Sachsen. Die Pfarreien werden von den Dominikanern und Jesuiten zu Eger unter kümmerlichsten äußeren Bedingungen versehen. Ohne die landesherrliche Gewalt sei hier kein Wandel zum Besseren zu schaffen. Die Egerländer Pfarreien Frauenreuth und Wildstein z. B. versieht ein Dominikanerpater. Obwohl das Kirchenvermögen in

Frauenreuth gegen 1000 fl ausmacht, ist doch kein Kelch und Antependium, kein Meßgewand, kein Missale oder Rituale und auch kein Beichtstuhl vorhanden. Der Grund- und Kirchenpatronatsherr, Graf Tattenbach, kassiert alles Kirchengeld, reicht aber dem Pater nicht einmal den 60. Teil der Pfarr- und Kirchenzehnten. Schauerlich klingt das abschließende Urteil des Dechanten von Tirschenreuth: „Terra est Egrana et vere re et nomine egra, insuper et barbara, quae visitatores et incolas suas vix non devorat, ubi homines non homines, sed fere pecudes, gens absque consilio et prudentia, vivens sub iugo pharaonis . . .“

Weit günstiger lagen allgemein die Verhältnisse im niederbayerischen Teil des Bistums, von den immer wiederkehrenden Kriegsschäden abgesehen. Die Visitationsberichte veranlaßten den schon betagten Bischof und Kardinal Wartenberg, im Herbst 1660 persönlich eine große Visitationsreise durch die ganze Oberpfalz zu unternehmen, auch durch das schwer gefährdete Egerland.

Was die Lebensführung des Klerus in dieser Zeit angeht, so darf der Bericht des Dechanten von Deggendorf als Regel gelten. Er schreibt 1650 an das bischöfliche Konsistorium in Regensburg, daß sich die mehreren Priester seines Dekanates wohlverhielten. Aber in einzelnen Fällen ragt noch die Verwilderung der Kriegszeit in den neuen Aufbau herein.

Während des Krieges und nachher war Bischof Wartenberg vielfach auch in politischen Geschäften für Kaiser und Reich tätig gewesen. Kaiser Leopold I. schlug ihm dem Papst für die Kardinalswürde vor. Am 5. April 1660 erhob Alexander VII. (Fabio Chigi) den Fürstbischof von Osnabrück und Regensburg zum Kardinalpriester der Römischen Kirche. Seit den Westfälischen Friedensverhandlungen, an denen der Papst als Legat Innocenz' X. sich beteiligt hatte, schätzten sich beide Männer hoch. Die Erhebung zum Kardinal stellte die wohlverdiente äußere Anerkennung eines mühsalreichen und in allem vielfachen Unglück doch gewaltigen Lebenswerkes dar.

Aber schon am 1. Dezember 1661 – zwischen 7 und 8 Uhr morgens – starb der Kardinal nach kurzer Krankheit wohl vorbereitet in seiner Residenz zu Regensburg. Tags darauf ritten ein fürstbischöflicher Obristleutnant, der Junker Schadt und ein Sekretär aus den Toren der Reichsstadt über die Steinernen Brücke nach dem Norden, um den Todesfall dem Osnabrücker Domkapitel, dem Erzbischof von Köln und dem Hause Braunschweig-Lüneburg zu melden.

Am 4. Oktober 1642, dem Fest seines Lieblingsheiligen und Namenspatrons Franz von Assisi, hatte der damals vertriebene Bischof sein Testament abgefaßt. Darin bestimmte er: sterbe er in Westfalen, so solle man ihn im Dom zu Osnabrück beisetzen; sterbe er am Rhein, in der Propsteikirche zu Bonn; sterbe er in Bayern, so wolle er im Chor der Stiftskirche zu Altötting ruhen, der er seit jungen Jahren als Propst des Kollegiatstiftes vorstand; man solle ihn mit einem einfachen Franziskanerhabit bekleiden, den zu tragen ihm bei Lebzeiten nicht vergönnt gewesen sei; in jedem Fall aber sollte man sein Herz nach Altötting bringen und unter der Türschwelle der Gnadenkapelle beisetzen; außerdem sollten seine Eingeweide im Kreuzgang eines Franziskanerklosters beigesetzt werden.

Diese Bestimmungen wurden im Dezember 1661 genau erfüllt. Drei Tage dauerte die letzte Wallfahrt des toten Kardinals von Regensburg zum geliebten, so oft von ihm besuchten und reich beschenkten Marienheiligtum in Altötting. Siebenundfünfzig Jahre hindurch hatte er als infulierter Stiftspropst von Altötting das Wächteramt bei Unserer Lieben Frau getreu erfüllt. Zeitlebens hatte er die Gottesmutter Maria innig verehrt und ihre Heiligtümer von Westfalen bis Loreto in Italien gern aufgesucht. Seine engsten Mitarbeiter, darunter mehrere Westfalen und Niedersachsen, auch die

Osnabrücker Pagen, begleiteten ihren toten Bischofsherrn in tiefer Trauer „und villem wainen“ auf dem letzten irdischen Weg. Der Zisterzienserabt von Raitenhaslach hielt zu Altötting die Exequien.

Das große Bistum Osnabrück feiert Franz Wilhelm von Wartenberg als einen seiner bedeutendsten Oberhirten, dem es seine Erhaltung in schwerster Zeit und seine religiöse Erneuerung verdankt. Ähnlich verehrt das Bistum Regensburg den Kardinal Wartenberg als einen seiner größten Bischöfe. Alle überschäumende Aktivität dieses geborenen Herrschers, aller glühende Reformeifer dieses Streiters für Christus und seine Kirche war genährt und getragen aus dem Quellgrund eines tieffrommen, innerlichen Lebens unter dem Kreuz. Für sich selber völlig anspruchslos, blieb Franz Wilhelm von Wartenberg in den Höhen und Tiefen seines Lebensweges der stille Beter und arme franziskanische Pilger in dieser Welt. Wer das ganze Leben dieses Mannes überschaut, wer Tausende von schriftlichen Zeugnissen seines Lebens und Wirkens in der Hand gehabt hat, davon Hunderte von ihm selber mit kräftigen, oft schwer lesbaren Buchstaben geschrieben und Blatt für Blatt oben mit dem Kreuz gezeichnet, empfindet es nicht als fromme Phrase sondern als Ausdruck innerster Gesinnung, wenn dieser Mann sein Leben mit drei Worten unterzeichnet, von denen letztlich nur eines übrigbleibt: Franciscus Guilielmus Peccator (Franz Wilhelm, ein Sünder). So überschrieb er sein Testament. So ließ er den schlichten Stein zeichnen, der im Kreuzgang des ehemaligen Franziskanerklosters in Regensburg-Stadtamhof seine Eingeweide deckte. So spricht noch heute sein Grabmal in Altötting. In allem Werk war dieser Bischof und Kardinal sich stets bewußt, daß er nach den Worten des Evangeliums ein sündiger Mensch (Lk 5,8) und ein unnützer Knecht sei (Lk 17, 10).

SCHRIFTTUM:

H. Forst, Politische Korrespondenz des Grafen Franz Wilhelm von Wartenberg, Bischofs von Osnabrück, aus den Jahren 1621–1631 (Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven 68), Leipzig 1897. – G. Schwaiger, Kardinal Franz Wilhelm von Wartenberg als Bischof von Regensburg (1649–1661), München 1954. – Ders., Franz Wilhelm Graf von Wartenberg, in: Neue Deutsche Biographie V 364 f. – Ders., Franz Wilhelm Graf von Wartenberg, in: Lexikon für Theologie und Kirche X² 959 f. – F. Flaskamp, Reformation und Gegenreformation im Hochstift Osnabrück. Tatsachen und Bedingtheiten, in: Westfälische Forschungen 11 (Münster i. W. 1958) 68–74. – K. Repgen, Die Römische Kurie und der Westfälische Friede, 2 Teile, Tübingen 1961–1965. – A. Knoch, Die Politik des Bischofs Franz Wilhelm von Wartenberg während der westfälischen Friedensverhandlungen (1644–1648) (Phil. Diss.), Bonn 1966 (Fotodruck). – K. Repgen, Wartenberg, Chigi und Knöringen im Jahr 1645. Die Entstehung des Plans zum Protest gegen den Westfälischen Frieden, in: Dauer und Wandel der Geschichte. Festschrift für Kurt Raumer, Münster i. W. 1966, 213–268. – M. Heckel, Deutschland im konfessionellen Zeitalter (Deutsche Geschichte 5), Göttingen 1983. – H. Lutz, Das Ringen um deutsche Einheit und kirchliche Erneuerung. Von Maximilian I. bis zum Westfälischen Frieden, 1490–1648, Berlin 1984. – Acta Pacis Westphalicae, Serie III, Abt. C: Diarien, Bd. 1,1: Diarium Chigi 1639–1651, 1. Teil (Text), bearbeitet von K. Repgen, Münster i. W. 1984. – G. Schwaiger, Die Päpste im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Von Paul V bis Innocenz X., in: M. Greschat, Das Papsttum II (Gestalten der Kirchengeschichte 12), Stuttgart 1985, 103–127 (Lit.). – K. Hausberger, Geschichte des Bistums Regensburg I, Regensburg 1989, 336–343; II (ebd.) 289–294 (Lit.).